

HOFFNUNGSLOSE TRÄNEN IN SIBIRIEN

Es war ein zaghafter Frühlingshauch, der die Nebelschwaden aus dem Inntal zu vertreiben suchte. Dennoch lag getrübt Stimmung über Wattens. Nicht nur Mutter Steinlechner wischte unentwegt ihre Tränen aus dem Gesicht, den anderen Müttern und Ehefrauen erging es nicht besser. Heute musste sie Alois, ihren Jüngsten, verabschieden. Auch diesen, ihren letzten Sohn, musste sie in den Krieg ziehen lassen. Dieses Mal fiel ihr der Abschied besonders schwer. Hatte sie sich doch schon die Augen ausgeweint, als sie Anton, Lorenz, Oswald und Johann zum Heer freigeben musste. Der Ehemann Anton und Vater der Kinder war schon im Jahr 1927 gestorben. Nun musste sie auch ihre braven Buben hergeben, wer weiß, wohin? Lorenz, der Zweitälteste, war gerade einmal acht Jahre gewesen, als der Vater starb. Der um drei Jahre ältere Anton konnte aber auch nicht in die Fußstapfen des Vaters steigen. Zum einen war er noch zu jung, um eine Tischlerei zu führen, konnte es auch nicht. Zum anderen gab es auch keine entsprechenden Aufträge. Die Menschen waren arm, sie hatten kaum Geld, um das Nötigste zu kaufen. Aber auch jene, die Geld hatten, konnten sich nichts Lebenswichtiges kaufen. Die Geschäfte waren fast leer, die Menschen mussten ihr Dasein als Selbstversorger oder durch

Austausch von Wertgegenständen gegen Lebensmittel bestreiten. Viele waren arbeitslos. Keine Arbeit, kein Geld. Da war es kein Wunder, dass das Volk dem Versprechen des Adolf Hitler Glauben schenkte. Hitler hatte sich 1933 in Deutschland an die Macht gehievt und versprach den Menschen Arbeit, Wohlergehen und dauerhaften Frieden. Seine theatralisch vorgetragenen Reden zogen das Volk magisch an. Nach und nach hatte er den damaligen Reichskanzler Hindenburg entmachtet. Dann war der Weg für ihn endgültig frei. In seiner Antrittsrede 1933 hat er unter anderem gesagt: »Gebt mir vier Jahre Zeit, dann werden die deutschen Herrenmenschen in unsagbarem Wohlstand leben.« Tatsächlich bekamen die Menschen Arbeit, damit auch Geld und atmeten hoffnungsvoll auf. Es wurden Flugzeuge, Kanonen, Stahlhelme und andere Kriegsmaterialien erzeugt. Auch bessere Verkehrswege wie Straßen und Autobahnen wurden gebaut. Das Volk sollte ja auch etwas sehen und haben von dem Wohlstand, der jetzt einkehren würde. Der große Führer Adolf Hitler erschien auf der Bildfläche immer dann, wenn ein neu gebautes Straßenstück zum Verkehr freigegeben werden konnte – oder ein Prachtbau eröffnet wurde. Aber seine Reden enthielten nicht nur utopische Vorstellungen, sondern auch Hetzparolen gegen das semitische Volk, welches er als Untermenschen bezeichnete. Seine um sich gescharten Minister hatten in jeder Beziehung präzise Arbeit geleistet, den Standesdünkel von Reich und Arm abgeschafft. Die Jugend wurde gemeinsam, ob reich, arm, männlich oder weiblich, im Sinne von Hitler erzogen.

Die Jugendlichen sollten ihre Körperertüchtigung bei Wettkämpfen wie Springen, Laufen, Ringen, Schwimmen, Exerzieren, Marschieren etc. messen. Dies alles geschah zur Vorbereitung auf einen von Hitler ins Auge gefassten Krieg. Diese jungen Menschen (Hitlerjugend) bekamen einheitliche Bekleidung. Sie erkannte man an den braunen Hemden und dunklen Krawatten. Es war eine gewisse Befriedigung unter der Bevölkerung eingekehrt. Körperertüchtigung und Ideologie der Jugend wurden gemeinsam trainiert. Die Kluft zwischen Arm und Reich war geschmälert worden.

Das Jahr 1937 war angebrochen. Die vier Jahre, seit Hitler an der Macht war, hatten aber bei weitem nicht den Wohlstand, den er den Menschen versprochen hatte, gebracht. Die anfängliche Euphorie war etwas gedämmt. Hitler und sein Team verstanden es aber immer wieder, die Menschen anzufeuern und aufzuhetzen. Besonderen Hass schürte er überwiegend gegen das nichtarische Volk. Gemeint waren damit die »Unterrassen«, vor allem aber die jüdischen Menschen. In Deutschland hatte man bereits mit der Säuberung und Entfernung von diesem »Judengeschwür«, wie Hitler es nannte, begonnen. Das heißt, diese Menschen wurden in Konzentrationslagern zusammengetrieben und anschließend vergast. Doch das geschah heimlich. Man hörte zwar die Hetzparolen und sah auch, wie die Juden aus ihren Häusern teilweise mit Knüppelschlägen herausgeholt wurden, aber was mit ihnen tatsächlich geschah, wusste man vorerst nicht. Hitler hatte aufgerüstet, Straßen und imposante Regierungspaläste gebaut. Doch das war für

ihn trotz großer Staatsverschuldung nicht genug. Das Volk darbt. Er musste für die hungernde Bevölkerung Nahrung beschaffen, und das konnte er nur durch Eroberung fremder Länder und Konfiszierung deren Besitzes. Am 10. März 1938 marschierten deutsche Truppen in Tschechien ein. Am 18. März zog er persönlich mit seinem Truppengeschwader durch Wien, da wurde er wider Erwarten mit großem Jubel empfangen. Dabei kürte er sich zum alleinigen Führer und Herrscher von Deutschland und Österreich.

Zu Beginn hatte das Volk aufgeatmet, dass einer kam und den Menschen Arbeit und Brot verschaffte. Heute muss man zur Kenntnis nehmen, wie er all die Nichtarier verfolgte und vernichtete. Einigen, vor allem gut Situierten, ist es jedoch gelungen, ihr Leben zu retten, wenn sie rechtzeitig aus dem deutschen Hoheitsgebiet fliehen konnten. Dazu gehörte auch die Familie Vogelsang von Schloss Arnsdorf in Niederösterreich. Ihnen war es gelungen, noch vor der von Hitler angeordneten oder zumindest mit seinem Wissen erfolgten Reichskristallnacht vom 9. auf 10. November 1938 in die Schweiz zu entkommen. In dieser Nacht wurden hunderte Synagogen abgebrannt, Häuser und Geschäfte der Juden zerstört und geplündert.

Die über dem Inntal liegenden Nebelschwaden blieben hartnäckig, als wollten sie mit den Menschen die Traurigkeit – und Trostlosigkeit teilen. Die wenigen Frauen und alten Männer, die man auf der Straße sah, versuchten einander Trost zuzusprechen, was aber nur selten gelang. Lediglich wenn der Postbote



Lorenz Steinlechner

kommen sollte, waren es Mütter, junge Frauen und Kinder, die erwartungsvoll die Straße säumten in der Hoffnung, eine Nachricht von ihren Lieben, die schon lange irgendwo für Volk und Vaterland kämpften, zu erhalten.

Es waren nun schon Monate vergangen und noch immer gab es keine Lebenszeichen von den Soldaten. Weiterhin hieß es warten, beten und wieder warten.

Eines Tages winkte der Briefträger schon von der Ferne mit einem weißen Brief und rief: »Der ist von Lorenz!« Mutter Steinlechner fiel ein Stein vom Herzen. Endlich eine Nachricht von einem der fünf im Krieg befindlichen Söhne. Von den anderen Vier hatte sie noch keinerlei Nachricht erhalten. Mit



Lorenz Steinlechner in Kriegsuniform

zitternden Händen riss sie, so rasch sie konnte, den Briefumschlag auf und begann zu lesen.

»Es geht ihm gut, schreibt er!«, rief sie den anderen wartenden Frauen zu. »Er ist in Berlin und macht dort eine Ausbildung zum Funker.« Einigermaßen beruhigt gingen Mutter und Tochter Anneliese wieder in den Garten, dort war man gerade dabei, sorgsam Erdäpfel aus der Erde zu holen und

Gemüse zu ernten, denn wenn der Garten Nahrungsmittel hervorbrachte, musste man nicht hungern. Damals konnte Elisabeth Steinlechner nicht einfach ins Geschäft gehen und kaufen. Erstens bekam man nicht viel. Zweitens, wenn etwas vorhanden war, hatte sie zu wenig Geld. Der Sommer begann sich aus dem Staub zu machen. Wo war er nur hingekommen, dieser Sommer? Viel Leid, Arbeit und banges Warten hatten ihn so rasch wie nie zuvor vergehen lassen. Anton hatte sich aus Griechenland gemeldet. Von Johann hatten sie bisher noch nichts gehört, aber der Nachbarbub hatte geschrieben, dass er bei ihm in Italien sei. Endlich kamen auch von Alois Weihnachtswünsche aus Frankreich. Gott sei Dank ging es ihnen allen gut, soweit man es gut nennen konnte, wenn man Soldat war. Weihnachten 1940 nahte. Im Nebenhaus warteten viele Frauen und Mütter ebenso auf Nachrichten von ihren Lieben, die vielleicht irgendwo an der Front oder in Schützengräben froren. Die Kinder waren auch schon unruhig und zappelten von einer Ecke in die andere, immer mit denselben Fragen an die Mama: »Wann kommt endlich das Christkind und ist Papa dann auch daheim?« Anneliese hatte einen Apfelstrudel gebacken und Mutter die alte Henne geschlachtet, der sie noch die letzten Federn auszapfte. In der Stube stand auch schon ein kleiner Christbaum. Die wenigen Handgriffe, die noch fehlten, wurden andächtig und fast lautlos verrichtet. Die beiden Frauen hatten nur einen Wunsch an das Christkind, und der war, dass die gesamte Familie vereint vor dem Christbaum in der großen Stube stehen und beten könnte.